



ICH bin allein. Vor mir ist der Weg, ein Weg aus tausend Köpfen. Rostig, eisig. Mit jedem Schritt klingen die Gesichter. Durchlöcher-tes Metall, auf dem ich gehe. Langsam. Ich bin allein. Kommen die andern mir nach? Es ist so bedächtig, so angespannt, so dunkeltief geladen, wie ich hier alleine gehe. Vor mir tausend Köpfe, tausend Stücke Boden. Da hinten wird es dunkel, schwarz, die Gesichterplatten ziehen sich bis in das Dunkel. Da hinten wird es enger. Ich bin allein. Ich bin auserwählt, auf schlimmem Pfad zu wandeln. Der Weg bedrückt. Ich komme mir wichtig vor. Dieser Moment, in dem ich weitergehe und näher komme an mein eigenes, mein eigenes Dunkel. Mit jedem Klang, der schleppend schlägt in den Gang, komme ich näher an das Dunkel und an die kleine Lichtstelle, die den rot-orangen Rost der Scheiben stauben lässt wie ein Scheiterhaufen. Ich will nicht bis ins Dunkel gehen, ich will nicht sehen, wie der Weg nicht zur Bestimmung führt, sondern als Installation in der Betonwand endet. Ich gehe langsamer. Ich will das Unwissen bewahren. Mir scheint, als machte der Pfad in der Schwärze eine Kurve nach links. Es ist alles so langsam. Dieser Weg ist meiner, ich allein, ich muss zu diesem meinem Dunkel gehen, das für mich bestimmt ist. Es liegt schwer. Der Klang der Köpfe begleitet mich. Ein hartes Schlagen von Metall auf Metall, mit jedem Schritt ins enger Werden-de, wo mein Schritt ist. Hinter mir höre ich nichts. Ich bin der einzige, der geht. Der Weg ist für mich. Liegt schwer. © Henrik Hörmann

DIE WELT LIEGT IN TRÜMMERN und Henrik geht auf ihnen hin und her.

Die Welt liegt in Trümmern und Henrik geht auf ihnen hin und her.

Dabei sind das nicht nur Reste.

Nicht nur irgendwas.

Sondern tausende Leben.

Lautes Metall dröhnt durch die Luft, mit jedem Schritt, den er macht ein Scheppern und jedes Scheppern stößt das Drehen in mir noch mehr an, es hallt in meinem leeren Kopf wieder, dringt in jede Pore meines Körpers, lebt in mir.

Er sieht einsam aus in diesem Memory Void, als sei er der letzte Überlebende einer schlechten Welt, durch deren Untergang trotzdem nichts wirklich gut geworden ist.

Ich schlucke, stehe gerade am Rand des Trümmerhaufens, habe die Hände zu Fäusten geballt.

Wie kann ich Menschen als Trümmer bezeichnen?

Der Raum ist leer und still. Nur dieses Scheppern, jeder Schritt klagt mich an, hallt wieder, als sei dieser Raum so groß wie die ganze Welt, die von Gott und jeglichem Guten verlassen wurde.

Dicht neben meinem Fuß liegt ein Gesicht. Ich könnte es anstupfen mit meinem Schuh, mit dem dicken braunen Winterschnürstiefel, der hier so seltsam brutal wirkt, aber ich kann es nicht.

Herzklopfen in mir, stark, bumbum bum, das einzige Zeichen, dass hier noch etwas lebt, etwas lebendig ist und obwohl mich das zum stärksten Menschen macht, fühle ich mich so unendlich schwach.

Das Gesicht ist aus braunem rostigem Metall, da, wo Augen, Nase und Mund sein sollten, sind Löcher und der Mund ist das größte Loch von allen.

Er schreit.

Das Gesicht schreit, aber er – oder sie – ist tot.

Lebt nicht mehr. Wie die anderen abertausenden Metallgesichter in diesem Raum.

Konzentrationslager.

Menschenhaufen.

Tote Menschen, die alle einmal gefühlt und gedacht haben, auf einen Haufen geworfen. Zum Vergessen. Irgendwann verbrannt. Diese Gesichter hier werden nie verbrennen. Sie werden immer erinnern.

Und Henrik läuft auf ihnen herum. Langsam, bedächtig, nicht geradeaus, in verschiedene Richtungen. Er ist so einsam.

Mein Hals schnürt sich zusammen, ich schlucke immer stärker, aber das Band wird nicht lockerer.

Ich fasse mir an den Hals, berühre seine Seiten, ganz leicht, so als müsste ich meinen Kopf festhalten.

Ich wiege hin und her. Auf und ab.

Ich kann das nicht.

Ich kann nicht über diese Gesichter laufen.

Dicke Brocken in meinem Bauch, sie ziehen mich nach vorne und wieder nach hinten, zerrn mich auseinander.

Galle im Magen.

Bittere Flüssigkeit ätzt durch alle Blutbahnen.

Mir ist schlecht, mein Kopf rotiert.

Alles dreht sich darin, ein einziges Rad, das sich die ganze Zeit bewegt bewegt, dabei brauche ich doch Ruhe, will klar denken, klar fühlen, warum kann ich nicht darüber gehen?

Es sind nur Metallgesichter, es ist nicht echt, es ist auch ein kleines bisschen Kunst und es soll mich verwirren. Es soll all das hier in mir auslösen.

Das ist schon richtig so.

Aber warum kann Henrik darüber laufen und ich nicht?

Ist das gut? Ist das schlecht?

Scheppern in meinem Kopf.

Philip betritt das Feld. Das Feld. Läuft langsam weiter, an Henrik vorbei. Da ganz hinten ist es dunkel. Was ist in dem Dunklen? Ist da noch eine Tür, ein Ausweg? Geht es da vielleicht weiter?

Ich möchte mir die Ohren zuhalten, aber ich darf es nicht. Ich muss das hier ertragen.

Das bin ich all den toten Menschen schuldig. Auch die Übelkeit überall in mir.

Was ist schon ein bisschen Übelkeit gegen das, was sie erlitten haben?!

Es gibt auch kleine Gesichter, Kinder.

War das gewollt, dass ich sofort an die Leichenhaufen in Konzentrationslagern denke?

Alle anderen sind hinter mir, keiner sagt ein Wort. Ich stehe ganz vorne und ein Schritt und ich wäre darauf. Aber ich kann es nicht. Ich kann es einfach nicht.

Ich kann nicht darüber laufen, als sei das nur Metall. Mein Herz fängt an zu rasen.

Wie kann ich all das wieder gutmachen?

Sollte ich drübergehen? Die Übelkeit, den Ekel vor mir selbst ertragen, während ich mit schweren Stiefeln Gesichter zertrete?

Bin ich ihnen das schuldig?

Oder verspottete ich sie damit? Mache sie noch kleiner, trete auf ihnen herum, wie damals auf ihnen herumgetreten wurde?

Ich weiß es nicht.

Zähe Masse in meinem Bauch zieht mich nach vorne und nach hinten. Drückt mich gegen die Wand und zieht mich gleichzeitig wieder aufs Trümmerfeld.

Mein Atem geht stockend, panikartig.

Ich kann das nicht, ich kann das nicht.

Blitze in meinem Kopf.

Mir wird schwarz vor Augen. Ich muss den Gesichtern näher sein. Ich gehe in die Knie, versuche meinen Atem zu beruhigen, tief durchzuatmen.

Kann ich mich auch hinknien?

Ich will mich auf den Boden legen, will mich zu ihnen auf den Boden legen, ein Gesicht von vielen werden, auch über mich soll

man laufen, aber ich bleibe in der Hocke, wiege auf und ab, den Blick starr nach vorne gerichtet, ich kann das nicht, ich kann das nicht.

Im Gegensatz zu den Gesichtern bin ich stark und doch habe ich mich nie so schwach gefühlt.

Durch ein Fenster gucken Leute, zeigen auf uns, machen Fotos. Philip macht auch Fotos. Es ist mir egal.

Ich will hier nie wieder weg, obwohl mir so grottenschlecht ist.

Ich will mich danebenlegen und nie wieder aufstehen, das Bewusstsein verlieren und gleichzeitig wach bleiben, ich will dort liegen, während die Zeit sich weiterdreht und bis vielleicht irgendwann einmal alles wieder gut ist.

Mein Körper zerrt mich auf den Boden, alles in mir zieht und ich halte nur mit meinen Gedanken stand, richte mich wieder auf, schaue auf die tausend Gesichter, lausche meinem Herzen, folge meiner Übelkeit, zähle die Blitze in meinem Kopf.

Henrik kommt runter und Marie geht auf die Fläche. Philip ist hinten im Dunkeln und ich seh ihn nicht. Er ist im Dunkeln.

Marie hüpfte fast von einer Seite zur anderen und unter ihrem zierlichen großen Körper klackert, scheppert das Metall, ich zucke jedesmal zusammen, Herzstich, Herzstich, Herzstich.

Wie konnte das alles passieren?

Wussten die Menschen damals auch nicht, was richtig ist, so wie ich jetzt nicht weiß, was richtig ist?

Sollte ich draufgehen?

Sollte ich nicht?

Sollte ich meinen Gefühlen nachgeben?

Sollte ich versuchen, sie zu unterdrücken?

Madeleine sagt etwas von langsam Abschied nehmen und ich schlucke stark.

Mein Herz klopft schneller, immer schneller.

Ich kann noch nicht gehen, ich brauche noch Zeit, ich muss noch darüber laufen, ich muss wissen, wie es sich anfühlt, ich muss auch letzter Überlebender sein, ich muss auch schuldig sein, Schnappatmung, mein Kopf wird heiß, mein Herz rast, ich brauche noch Zeit, gebt mir noch drei Stunden, dann werde ich es vielleicht schaffen und vielleicht werde ich dann wissen, was richtig ist. Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, atme auf und ab, lehne mich mit dem Rücken gegen die Wand, um nicht den Verstand zu verlieren, weil sich alles so schnell dreht, dreht und plötzlich kann ich die Schreie hören.

Aus den tausenden Mündern kommen sie, anklagend, Augen starren mich an und es tut mir so unendlich leid, aber ich weiß nicht, was ich tun soll, wie soll ich helfen, ich muss mich doch erstmal selber beruhigen, stark bleiben, für eine besser Welt kämpfen...

Ich drehe mich um und gehe schnell hinaus, meine Schritte hallen auf dem Boden, ich habe es nicht geschafft und doch habe ich das Gefühl, auf Gesichtern zu laufen, sie brennen vor meinen Augen, sie schreien in meinen Ohren und gleichzeitig ist es so schrecklich still, während ich laufelaufelaufe, immer weiter weg, zurück in die Normalität, die vielleicht nie wieder normal sein wird.

Ich konnte es nicht.

Aber ich werde auch nicht vergessen. © Zarah Weiss

GEFALLENES LAUB Ich trete drauf.

Vorsichtig. Meine Schuhsohle bohrt sich in ihren aufgerissenen, hohlen Mund, in ihre leeren Augen. „Kllllllllrrrr!“ Ich zucke zusammen, denn ein hartes Klirren, ein Kreischen erschüttert den Raum. Sie sind tot, alle. So lange schon existieren sie nicht mehr, doch in diesem Moment kreischen sie in meinen Ohren, zerfetzen, zerreißen mir das Trommelfell. Tot. Ich muss weiter, denn ich stehe mittendrin, in einem Meer aus grob rund geschnittenen, rostbraunen, metallenen Masken. Links und rechts von mir kahle, schiefe, unglaublich hohe Betonwände. Sie sind einfach nur da, mächtig und ernüchternd und machen jede Hoffnung in mir zunichte, irgendwie entkommen zu können. Es ist ausweglos. Zwischen diesen Wänden gibt es nur Verzweiflung, Schmerz und ihre Schreie, die immer noch dagegen zu hallen scheinen. Ich muss weiter, aber still und starr und gelähmt vor Entsetzen bleibe ich stehen. Es ist, als hätten sie mir mit kalten, dürrn Fingern die Kehle zugeschnürt, als würden mich ihre knöchigen Hände an den Beinen packen und mich auf diese Stelle fesseln. Warum sind sie tot? Vergast, verhungert, zu Tode gefoltert, erschossen – wie viele Möglichkeiten es doch gibt, um einen Menschen umzubringen. Aber wie können Menschen Menschen so etwas antun?! Bereitet es ihnen... ich weiß nicht... ein Gefühl von Zufriedenheit, sich die wirksamsten Methoden auszudenken, um möglichst viele auf einmal zu ermorden? Macht es ihnen... Freude, sie anzuwenden?! Ich kann nicht – kann mich nicht rühren, nicht begreifen. Es ist ja alles schon längst geschehen. Ich nicht und auch sonst niemand kann das je wieder rückgängig machen. Ich kann dieses rostige Gesicht zu meinen Füßen so lange anstarren, wie ich will – es wird sich nicht zu einem lebendigen Menschen formen, aus diesem leeren Raum, dem Jüdischen Museum spazieren und das Leben leben, das ihm genommen wurde. Gefallenes Laub. Die bunten Blätter im Herbst, die immer so geheimnisvoll rascheln, wenn ich bei Waldspaziergängen durch sie durch stampfe. Diese hier sind schwer, rostbraun, metallenen. Diese hier haben leere Augen und Nasen und Münder. Diese hier welken nicht, sie bleiben für immer erstarrt. Diese hier sind nicht durch einen natürlichen Windstoß auf die Erde geschwebt, weil es für sie an der Zeit war – bewusst und systematisch wurden sie vernichtet. Ausgelöscht. Nein, ich möchte ihnen nicht noch mehr Schmerzen zufügen, indem ich auf sie drauf trample, mitten hinein in die Gesichter dieser Menschen. Was bin ich schon unter ihnen, ich, die nie solche Qualen erlitten hat, wie sie es getan haben? Was soll ich tun? Meine Ferse klemmt im Mund einer der Masken. Was ist, wenn ich mit meinem Schuh an einer hängen bleibe, wenn ich stolpere, stürze? Wieso habe ich es eigentlich gewagt, diese Ausstellung zu betreten? Vielleicht war es taubes Entsetzen, das mich angespornt hat, ich weiß es nicht, jetzt ist es auch egal, jetzt muss ich hier wieder raus. Behutsam drehe ich mich um, schwanke ein bisschen, aber lautlos; so, nun habe ich wieder festen Halt. Nur noch eine Sekunde der Stille – der starre Memory-Void erzittert, die Metall-Masken schreien klagend unter meinen schnellen Schritten, zerschallen an den Betonwänden. All die Opfer des Nationalsozialismus unter meinen hastenden Schuhen haben eine klare, lebendige Stimme, eine Stimme, die lauter und lauter wird, je fester ich auf sie drauf trete, eine Stimme, die sich kreischend und klirrend und klagend durch meine Ohren, bis in mein Herz hinein bohrt und die ich von dort nun nicht mehr verdrängen kann.

© Marie Radkiewicz

HINTER DER DICKEN GLASSCHEIBE vor mir ist sie schwach beleuchtet: Die Nähmaschine, die einst im Haushalt einer jüdischen Familie stand. Nur die Scheibe trennt mich von diesem Gegenstand, der von den Händen der Menschen wirklich berührt wurde. Jüdische Menschen, die verhaftet, deportiert und vernichtet wurden. Wie hohl, wie merkwürdig fremd die Worte in meinem Kopf klingen. Es sind nur Worte, aber diese Menschen, die vielleicht schöne Pullover oder mollig warme Socken mit dieser Nähmaschine hergestellt haben, mussten das tatsächlich erleben. Juden wie diese Frau, deren ganzes Leben auf diesem kleinen Schild an der schiefen Wand zusammengefasst ist. Diese Frau, die sich mit einer Überdosis Veronal vergiftete, bevor sie das Türklingeln der Männer hörte, die sie ins Konzentrationslager deportieren sollten. Wahrscheinlich hätten sie auch gar nicht geklingelt, wären einfach, unerwünscht und uneingeladen, hereingeplatzt.

Ich streiche mit den Fingern über die schwarzen Buchstaben des Schildchens, aber das macht es für mich auch nicht begreiflicher, wirklicher.

Oder hier, das schwarz-weiß Foto einer Brille tragenden Frau mit einem Zylinder in der Hand – eine Malerin namens Alice Haarbuerger, verrät mir das Schild daneben. 1942 ins Ghetto Riga deportiert, 1942 erschossen – an ihrem 50. Geburtstag bekam sie ihren Deportationsbescheid.

Ich gehe weiter, der graue Boden verläuft schräg nach oben. An ihrem Geburtstag – ich schüttele mich – nicht nach außen – versuche mir nur nicht vorzustellen, wie ich mich an ihrer Stelle gefühlt hätte. Kann es mir überhaupt nicht vorstellen. Wo laufe ich eigentlich gerade hin?

„Achse des Exils“ steht da auf der schiefen, weißen Wand. Ebenso ein Auszug aus einer jüdischen Zeitung von 1938: „Die brennendste Frage für jeden einzelnen Juden in Deutschland lautet wohl heute: Wann und wohin werde ich auswandern können?“ Und darüber ziehen sich lauter Städtenamen in großen Buchstaben, und zwar die ganzen Wände entlang: Sydney Kopenhagen Chicago Kapstadt Santiago de Chile Minsk Lodz – Moment mal, Lodz? Die Geburtsstadt meiner Oma! Etwa zwei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ist sie nach Deutschland gekommen, hat sie mir erzählt. Und dass sie gesehen hat, wie zwei kleine Nachbarn direkt vor ihrer Haustür am helllichten Tage erschossen wurden. Sie hatten keinen Stern auf ihrer Kleidung, meinte sie, vielleicht waren sie aber auch jünger als sechs und mussten deshalb noch keinen tragen. Einfach so wurden sie aus dem Leben gerissen, und meine Oma hat weitergelebt, sie sind ihr im Gedächtnis geblieben, obwohl sie so viel anderes vergessen hat. Still stehe ich da, irgendwo zwischen diesen schiefen Wänden auf diesem schiefen Boden. Auf meinem schwarzen Pullover klebt ein roter, runder Sticker mit einem weißen Zeichen, das wie ein Blitz aussieht, ähnlich geformt wie ein M. Unbehaglich, unangenehm ist es für mich, den zu tragen, als wäre mir mit dem Aufkleben des Zeichens irgendetwas abgenommen worden. Nur was?

„Oh, wie schräg!“ „Was is'n das hier?“ Lautes Fußgetrappel hallt durch die Stille, durch die Gänge und auf einmal steht eine Gruppe von etwa zwanzig zehnjährigen Jungen neben mir. Alle haben mit ihrem Gerenne einen Haufen Lärm veranstaltet und manche sind ganz schön aus der Puste. „Sind alle da?“ Ein langer Mann mit längerem, ansatzweise grauem Haar kommt hinterher gehetzt, bahnt sich einen Weg durch die Jungen und baut sich vor ihnen auf. Bilde ich mir das nur ein, oder lächelt er da gerade ein bisschen? Nein, er grinst sogar richtig, streift sich strahlend eine Strähne hinters Ohr. „Also, gut! Und jetzt sagt mir mal – wie wirkt dieser Raum hier auf euch?“ „Verrückt!“ „Schief!“ „Bedrückend.“ „Komisch!“, schreien sie wild durcheinander. „Und warum?“, fragt der Museumsführer, seinem Lächeln nach zufrieden mit den Antworten.

„Weil, wenn ich da den Gang hochgucke, an diese Tür, da wird es ja immer enger, bis man an der Tür da oben ist! Voll verrückt!“ „Ich glaub', das weiß ich, weil die Juden waren ja dann in so Konzentrationslagern und da war es ja auch so... ähm... bedrückend.“ „Genau!“, ruft der Museumsführer eifrig aus, „und ihr kennt ja alle diese Geschichte, von der Zeit zwischen 1933 und 1945, dieser dummen Zeit, in der dieser Hitler an die Macht gekommen ist!“ „Jaa.“ „Hmhm“, stimmen ihm einige nickend zu. „Und weil wir über diese Geschichte heute noch ein bisschen mehr erfahren wollen, gehen wir jetzt alle zusammen in den nächsten Raum!“, der Museumsführer läuft voraus, die Menge ihm lachend und ausgelassen schwatzend hinterher. Ihre laut schallenden Schritte, ihr Gerede verhallt langsam, ich bin wieder allein mit den anderen, schweigenden Besuchern und Museumsangestellten zwischen den schiefen Wänden.

Etwas muss da schief gelaufen sein, im Kopf von Hitler. Ich kann nicht verstehen, was es ist. Ich drehe mich um, laufe zurück zu dem Schwarzweiß-Foto von Alice Haarbuerger, die Frau mit dem Zylinder in der Hand, den hochgesteckten Haaren und der Brille. Sie hat so einen zuversichtlichen Gesichtsausdruck, ein ganz leichtes Heben der Mundwinkel, irgendwie lächelnde Augen. Na gut, mein Versuch, den ich gerade unternehme, um ihr Portrait nun mit ein paar Bleistiftstrichen auf meinen Block zu bringen, sieht nicht wirklich gelungen aus. Aber ich möchte sie nicht vergessen. © Marie Radkiewicz

DAS FAMILIENFOTO Familie Münden. Mein Gesicht in der dunklen Scheibe. Kinderlärm. Unangemessen laut. Ich zittere. Ernste Augen blicken mich an. Briefe mit krakeliger Handschrift geschrieben. Erinnerungen schmücken den Gang. Alte, verlorene Stücke eingebettet in dieser neuen Halle. Jutta Ina Grybski, Tochter eines Christen und einer Jüdin. Sie trug den Judenstern. Zerfetzt liegt er da. Mit aufgetrennten Nähten. Dicke schwarze Linien. JUDE. Schwarz auf gelb. Das Bild mit der Puppe. Ausgewandert nach New York. Mir wird schlecht. Es drückt hart in meinem Magen. Ich blicke auf. Dieser leere Gang. Tiefes Durchatmen. Feuchte Augen. Unerklärlich schwere Tiefe im Magen. Alles ist schwarz. Stechen zwischen den Rippen. Es sind Juden. Schwarzgelb. Abgewetzte Gebetsriemen mit einer Davidsterntasche im schwarzen Schaufenster. © Lea Nöhring-Ullmann

WIE SIE ALLESAMT IHRE NASEN gegen die Scheibe drücken und mich traurig anstarren. Sie sehen alle gleich aus! Sie sehen mich nicht als ein Spielzeug an. Für sie bin ich ein Opfer.

Früher, als ich noch in einem Spielzeugladen lebte, haben sich noch die Kinder um mich gestritten, haben mich an den Armen und Beinen gezerrt und wollten mich als ihren besten Freund haben. Und nun? Meine ganze Beliebtheit, meine ganze Funktion als Spielbär wurde geraubt. Ganz verstanden habe ich das nie, wie die Menschen funktionieren. Welche Funktion sie genau haben, ich meine, bei mir ist es leicht, ich diene den Kindern, tröste sie, wenn sie alles als ungerecht empfinden, helfe ihnen dabei schneller einzuschlafen und bin ihr bester Zuhörer.

Jedenfalls glaubte ich, dies sei meine Funktion. Bevor ich hier eingesperrt worden bin. Als ich im Jahr 1905 geboren wurde, in einer Fabrik mit vielen anderen, hätte ich es niemals für möglich gehalten, dass ich nach knappen 100 Jahren in einem Museum als Ausstellungsstück landen würde. Dabei lief anfangs alles so gut! Ich landete zunächst, nach langer Wartezeit in einem Spielzeugladen, in einer Familie.

Ich war der Bär eines kleinen Mädchens. Es war spannend, sie dabei zu begleiten, wie sie wuchs und wuchs. Irgendwann kam der Moment, an dem sie kein Mädchen mehr war. Sie behandelte mich immer gut, war stets liebevoll und es war mir eine Ehre, als sie einen Sohn bekam und ich nun auch sein Teddybär sein durfte, was nicht immer leicht war! Er liebte es an meinen Ohren zu knabbern und knabberte so sehr und so lange darauf herum, dass ich mittlerweile sogar überhaupt keine Haare mehr am rechten Ohr habe! Aber das machte mir nichts aus. Ich liebte diese Familie. So sehr wie sie mich liebte.

Dann begannen die schlechten Jahre, die, die alles veränderten. Plötzlich schienen die Menschen zu differenzieren, es gab die „Menschen“ und die „Anderen“. Ich weiß nicht, wie sie differenzierten, wie gesagt, die Funktion der Menschen habe ich nie wirklich verstanden. Ich weiß jedoch, dass meine Familie zu den „Anderen“ gehörte und ich weiß auch, dass es für mich keine „Anderen“ gab. Ich beobachtete meine Familie genau und sie verhielten sich haargenau wie andere Familien. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Die Mutter, die immer lachte und mit ihrem Mann in der Küche tanzte, saß abends weinend am Küchentisch, oft stritten sich die Eltern und der kleine Bursche hat mich in der Zeit sehr gebraucht. Er hob mich hoch, sah mich mit seinen braunen Augen an, eine Träne floss die Wange runter und dann drückte er mich an seine Brust, dabei stupste meine Schnauze immer an einen gelben Stern.

Ich begriff nicht, wozu er diente, vermutlich damit alle sehen können, dass er anders ist, vielleicht von einem anderen Stern.

Das Essen wurde auch immer kärglicher und die spaßigen Zeiten auf den Spielplätzen waren vorbei. An so vielen Orten hingen nun große Schilder, wie Ortsschilder, die besagten, dass sie nicht da hin durften. Eines Tages kam dann der Vater nach Hause und schrie: „Wir müssen weg! Beeilt euch, wie müssen los!“ Das Chaos begann. Die Mutter suchte irgendwelche Papiere, die in der braunen Schublade waren auf der ich saß. Der kleine Junge stand verängstigt in der Ecke, ich hätte ihn gern getröstet, aber er machte keine Anstalten zu mir zu kommen. So viel Elend. Und ich saß nur da und konnte ihnen nicht einmal sagen, dass alles gut werden würde.

Als sie reisebereit waren, hatte ich schon Angst, sie würden mich in diesem Haus alleine lassen, doch dann packte mich der Junge und ich war sehr erleichtert. Jedenfalls so lange bis ich seinen Vater sagen hörte, dass es nicht ginge. Er meinte, er würde mich einer anderen Familie verkaufen, wo es mir sicher gut gehen würde. Da wurde mir schlecht, ich spürte richtig, wie die Wattefüllung in mir drin das Wirbeln anging. Verkaufen! Als würde ich meinen Zweck nun nicht mehr erfüllen! Als wäre ich defekt! Als bräuchten sie mich nicht mehr! Ich war so lange in der Familie! Und nun wollten sie mich verkaufen? Ich verstand die Welt nicht mehr. Der Junge schrie und versuchte mich so lange festzuhalten, wie es nur möglich war. Und wieder stupste meine Nase an den Stern.

Ich weiß gar nicht mehr, was dann alles passierte, alles ging so schnell. Der Vater nahm mich. Irgendwann lag ich in den Armen einer Frau. Sie sah freundlich aus, versprach der Familie sie würde gut auf mich aufpassen und dass ihr zweijähriger Sohn mich sofort in sein Herz schließen würde.

Die Kinder, die heute an mir vorbeilaufen oder mich anstarren, würden nicht mit mir spielen wollen, selbst wenn die Scheibe mich nicht von der Außenwelt trennen würde.

© Nelli Kavouras

SCHWARZE DUNKELHEIT liegt vor mir, weil meine Augen geschlossen sind. Still stehe ich da, denn was würde es nützen, wenn ich weiter durch die bis in den Himmel ragenden, quadratischen Stahlsäulen irren würde? Es ist ausweglos, hoffnungslos, sie haben mich umzingelt, sind überall: vorne, hinten, rechts, links.

Ich bin an den einzigen Ort geflüchtet, an dem ich wirklich frei bin: In meinen Kopf. Meine Augen sind zu und – dieser Wind ist verdammt kalt, der Wind, der mir eisige Schauer über Arme und Beine und Rücken jagt. Vielleicht bin ich nicht nur der Hoffnungslosigkeit, sondern auch des Trotzes wegen hier stehen geblieben, aus Trotz der Ausweglosigkeit gegenüber.

Was natürlich vollkommen sinnlos ist – aber so hab ich das früher auch immer gemacht – wenn es nicht mehr weiter geht – einfach Augen zu – und warten. Aber ich kann hier nicht entkommen, kann dieses scheußliche Gefühl in mir nicht verdrängen, das da ist, auch wenn ich die Stahlsäulen um mich herum nicht mehr sehe. Diese Kraft, diese Gewalt von oben, unten – von allen Seiten, die Kraft, die mich auf den dicht mit kaltem

Schnee bedeckten Boden drückt, die mich winziges Ding zwischen sich einengt und zusammenquetscht.

Ein endlos weiter, von den heißen Sonnenstrahlen aufgewärmter Sandstrand – ich kann ihn mir vorstellen. Ich bleibe aber hier, an dieser aussichtslosen, beklemmenden Stelle inmitten der Säulen, stehen. Ruhig und starr und ernüchtert. Jedes einzelne Härchen hat sich unter meinem Pullover, meinen Jeans von dieser Eiseskälte aufgestellt. Ich bin hilflos, schwach und verletzlich – das Gegenteil dessen, das mich umzingelt. Ich rühre mich nicht, denn wenn ich es tue, stoße ich doch nur mit der Stirn gegen dieses Betonding. Das bringt mich auch nicht weiter. Nein, in diesem Nichts, in dieser Leere drin zu sein ist immer noch besser, als der Wirklichkeit, diesen gnadenlosen, gigantischen Säulen entgegenzublicken. Oder? Ach verdammt, was bringen diese viel zu hohen Säulen überhaupt? Verzweiflung? Nein, ich bin nicht verzweifelt, ich hab' ja schon aufgegeben, bin im Nichts meiner Gedanken, im Nichts meiner geschlossenen Augen, mit diesem drückenden Gefühl im Bauch, zwischen übermächtigen Säulen, die ich nicht aus dem Weg schaffen kann, strenge ich mich auch noch so sehr an. Bin gefangen im Garten des Exils. © Marie Radkiewicz

EIN MIT KABELSATLÄT ÜBERSÄHTER BODEN. Der Raum ist nicht für Besucher bestimmt, das ist klar. Der Raum wird verändert, hier wird gearbeitet, etwas geschaffen, eine neue Ausstellung, die noch lange nicht fertig ist. Ein Raum, der eigentlich nur von Arbeitern betreten werden darf.

Und dennoch sind wir hier. Die Installation ist momentan noch für Besucher geschlossen, wir sind die einzigen, die diese Installation besuchen dürfen, diese Installation ist extrem wichtig – und immerhin wäre beinahe unsere Autorenreise daran gescheitert, wenn wir diesen Raum, diesen einen wichtigen Raum, nicht hätten besuchen können. Ich bin gespannt. Ich bin gespannt auf das, was ich nun erleben werde, kann es nicht erwarten. Ich bin immer noch erschlagen von den Bildern, von den Ausstellungsstücken, die ich im Museum bereits sehen durfte und kann mir nicht vorstellen, dass mir etwas noch mehr den Atem rauben könnte.

Ich trotte den anderen hinterher, darauf bedacht nicht zu stolpern, nichts kaputt zu machen.

Es sieht hier wie auf einer Baustelle aus und ich kann es nicht glauben, dass wir wirklich einfach herumschleichen können, nur damit wir in diese Installation gelangen. Links und rechts sind Leinwände mit Videopräsentationen. Gerne würde ich das länger beobachten, und versuchen mir vorzustellen, wie dieser Raum hier bald aussehen wird. Aber ich laufe weiter. Den anderen hinterher, und bin wirklich, wirklich neugierig. Am Ende des Raumes biegen wir links ab, ich sehe zuerst nur eine graue Wand – und dann sehe ich sie.

Atem. Luft. Ich suche nach der Luft, die mir zum Atmen dient, suche Halt. Von einem Moment auf den nächsten fühle ich mich unbeholfen – niedergeschmettert – klein. Sie haben mich vermutlich zuerst gesehen, haben mich entdeckt, bevor ich sie entdeckt habe.

Ich starre sie an.
Mir wird schlecht.

Ich versuche wegzuschauen, versuche immer noch Halt zu finden. Dabei stehe ich kerzengerade da, stehe da, wie festgewurzelt und dennoch fürchte ich den Moment, in dem ich einfach fallen könnte. Fallen.

Ich falle herunter, mein Herz, es scheint mir runterzufallen und sich unter den Gesichtern zu verkriechen. Wird erschlagen unter den Gesichtern, von der Macht. Ich fühle mich niedergetreten, niedergeschlagen. Ich fühle mich, als würde ich mit nacktem Körper unter ihnen zertrümmert werden, als müsste ich sie festhalten, obwohl ich nicht einmal selbst genügend Halt finde um mich selbst zu tragen. Ich hole Luft, ich greife nach Luft, würde am liebsten versuchen mit meinen Händen nach dieser Luft zu greifen, die mir in meiner Lunge so sehr fehlt. Ich fühle mich klein. So verdammt klein und unbeholfen. Wie ein Kind, das nicht weiß, wohin es laufen muss, um die verlorene Mutter wieder zu finden.

Ich wünsche mir, jemand würde meine Hand nehmen, so wie es meine Mutter früher tat, um mir den Weg zu zeigen. Ich wünschte, jemand würde mir nun den Weg zeigen, mir sagen, warum ich hier bin.

Warum sie hier sind. Die Gesichter.
Gesichter, die schreien ohne einen Ton von sich zu geben.

Uns wird gesagt, wir könnten darüber laufen über diese Gesichter, könnten wir ja laufen, durch den ganzen Raum, bis hinten zum dunkleren Ende. Aber wie, wie könnte ich es auch nur wagen, mich auf diese Gesichter zu stellen? Mit meinen Füßen? Mit meinem gesamten Körpergewicht.

Wie könnte ich es wagen, sie mit mir selbst zu erschlagen? Ich verstehe nicht, wie die anderen darüber laufen können. Verstehe nicht, wie dieses Geräusch ertragen werden kann. Dieses Geräusch, wenn Stahl auf Stahl reibt. Wie Schreie, wie Menschen, die um ihr Leben schreien.

Ich wünschte, es wäre leise.
Ich wünschte, sie wären ruhig.
Ich wünschte, diese Gesichter hätten keinen Grund zu schreien.

Aber den haben sie. Aber den hatten sie. Und sie werden nicht aufhören zu schreien.

Ich halte mich an der grauen Wand hinter mir fest. Mein Bauch fühlt sich an, als wäre er mit Watte gefüllt. Komisch leer und gleichzeitig voll. Ich schaue auf das Licht, das von oben herabfällt, das die Gesichter beleuchtet.

Ein Hoffnungsschimmer, der die Schreie bedeckt.

Und ich hatte mich gefreut – hatte mir nicht vorstellen können, dass es im Museum etwas gibt, das mich so sehr zertrampeln würde. Ich fühle mich zertrampelt. Zertreten von Wahrheiten, von diesem Bild, von der Tatsache, dass es zu viele Münder sind, als dass ich sie füllen – stopfen – könnte, damit sie das Schreien aufhören. Damit sie keinen Grund mehr haben. © Nelli Kavouras



FERNGLASERSPÄHUNGEN „Du, Friedhelm, siehst du die eine da unten? Ja, genau die! Die mit dieser knallig roten Strickjacke! Grässlich! Grässlich! Oder?“

Mit einem kleinen Fernglas beobachtet Friedlinde akribisch die Menschen, die unter ihrem Rang in den Sitzreihen im Parkett hocken. Ach, diese armen Leute! Mitnichten ahnen sie, dass sie gerade von einer alten Dame strengstens unter die Lupe genommen werden.

„Und hier, so ein junges Ding, ach du lieber Herr im Himmel, hat die etwa so einen komischen RING IN DER NASE?! Ach, Friedhelm, die Jugend von heute, unglaublich! Un-Glaub-Lich!“ Friedlinde schürzt die Lippen, nimmt das Fernglas von ihren Brillengläsern und rümpft die Nase, als würde sie von dem Geruch des Piercings, etwa drei Meter unter ihr, gestört werden.

„Früher, da sind noch anständige Leute ins Theater gegangen, aber heute – ungeheuerlich, ungeheuerlich, nicht wahr, Friedhelm?“ Ihr Mann hat müde die Arme auf die Knie gestützt, zwingt sich mit aller Mühe, die Augen offen zu halten. Wie gerne würde er jetzt zu Hause auf dem Sofa liegen und das Fußballspiel sehen, aber Friedlinde besteht jede (verdammte) Woche darauf, ins Berliner Ensemble zu gehen. Warum sie das tut? Nun, weil es eben schon immer so gewesen ist. Und weil es ihr viel Spaß bereitet, hautnah an den Menschen herum zu nörgeln, anstatt im Fernsehen, wo sie doch meilenweit weit weg sind! Verschlafen reibt Friedhelm sich über die Augen, nickt abwesend.

Doch Friedlinde bemerkt das überhaupt nicht. Sie hat bereits ihr nächstes Opfer durch das Fernglas erspäht: „Und sieh' mal, da unten in der zweiten Reihe, vierter Platz von rechts, nein, nein, Friedhelm, wo schaut du nur wieder hin, das *andere* rechts! Ja, genau, dieser Herr mit dem vielen Schmuck! Will der auf 'ne Gala, oder was? Viel zu schick, sag' ich dir, viel zu übertrieben!“

„Hm“, meint Friedhelm. „Oder direkt daneben, also, die Kleider mit dem Ausschnitt bis zum Bauchnabel waren schon ausverkauft, oder wie? Meine Güte!“

„Hm“, brummt Friedhelm zustimmend. „Und dort, ist das nicht unser Nachbar, guck doch mal, Herr Doggenfuß, aber wo hat er denn seine Frau gelassen? Sehr merkwürdig, findest du nicht auch?“

„Hmhm“, gibt ihr Mann seinen Kommentar dazu ab.

„Ja, ja“, meint Friedlinde zufrieden. © Marie Radkiewicz

WAS IHR WOLLT Um Mich herum großes Gelächter, das an meinen Ohren klebt, ein ekliges Geräusch, dieses Lachen. Ein Lachen, ausgelöst von Oberflächlichkeit, von platten Witzen. Dieses eklige Geräusch, das diesen zauberschönen Raum erfüllt.

Meine Nägel krallen sich in den roten gepolsterten Stuhl hinein, Zähne aufeinander! Ich versuche es ja! Ich versuche den Zauber des Theaters aufzuspüren, mich einzulassen. Es geht nicht. Vor mir die Schauspieler, die Figuren, die „Charaktere“, die allesamt von der oberflächlichen Seite gezeigt werden, ohne Hintergründe, ohne Gründe. Warum sollte ich sie ins Herz schließen. Diese Schlagerlieder, die rein nichts mit dem Stück zu tun haben, die die Ernsthaftigkeit des Stückes in die Lächerlichkeit ziehen.

Da hat wohl jemand nicht verstanden, dass Komödie nicht Plattwitz bedeutet. Und dieses Gelächter des Publikums, das mich mehr als wütend macht. Ich wollte staunen, wollte mit funkeln Augen auf die Bühne starren, wollte verzaubert werden, wollte, dass ich Zuschauer bin und mich das Geschehen auf der Bühne durch die Höhe der Rampe trennt, wollte die Nähe genießen, die das Theater mit sich bringt, wollte ganz nah, unmittelbar im Augenblick, im unmittelbaren Augenblick sein, wollte verführt werden. Meine Augen sollen die Bühne nur vom Anblick her schmecken können. Ich schlucke.

Ich blicke nach vorne. Über der heiligen Rampe herrscht nun ein Krieg zwischen Figuren in Karton-Rüstungen. Es sieht lächerlich aus, übertrieben, geschmacklos. Meine Wangen glühen. Meine Füße fest auf dem Boden. Shakespeare ist das nicht. Es ist definitiv nicht „Was Ihr Wollt“, auch wenn die Zuschauer lachen.

Ich traue mich nicht, mich umzudrehen und die lachenden Gesichter zu sehen. Sie hätten in den Zirkus gehen sollen. Langsam entspanne ich mich. Das ist nicht „Was Ihr Wollt“. Ich lächle. Nein, es ist wirklich nicht „Was Ihr Wollt“. © Nelli Kavouras

DAS LICHT GEHT AUS, das Publikum verstummt und mein Herz beginnt zu rasen.

Was Ihr Wollt.

Was Ihr Wollt.

Ich sehe Was Ihr Wollt im Berliner Ensemble und kann es noch gar nicht glauben, dass es dieses Stück auch noch irgendwo anders geben soll als in Weingarten, es gehört doch dorthin, es kann doch gar nicht irgendwo anders sein. Dieser Sommer 2011. Diese Zeit in Weingarten, dieser raumlose, zeitlose Abschnitt in meinem Leben, zwischen Abitur und Studium, im kalendarischen Niemandsland, weit, weit weg vom Alltag. Wir haben uns unser eigenes kleines Reich dort geschaffen und ab und zu denke ich noch daran, aber jetzt gerade brechen die Erinnerungen über mich herein wie Wasser und ich habe Angst zu ertrinken darin, wie auch Viola gleich fast ertrinken wird. Und sie wird fragen

„Welch Land ist dies?“

„Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter!

Gebt mir volles Maß, dass so die übersatte Lust erkrank` und sterbe!“ Dieses Stück. Es ist in mir drin, begleitet mich seit zwei Jahren in jeder Faser, als hätte ich mich damals geweitet. Ich bin anders geworden in Weingarten, erwachsener, verzauberter.

Das Meeresrauschen ist in meinem Kopf, will die Erinnerungen wegschülen, will mich ins Hier und Jetzt zurückholen, aber ich kann nicht, ich kann einfach nicht. Wie soll ich dieses Stück überstehen, wie kann ich es schaffen, hier ruhig sitzen zu bleiben, während in mir zwei ganze Monate toben, jeden Winkel des Körpers einnehmen, mich gleich jeden Satz werden mitsprechen lassen, immer in Erinnerung an Juli und August 2011?

Wild springt mein Herz umher, meine Augen flackern, ich schiebe meine Hände unter die Beine und zwingen mich so, ruhig zu bleiben. Tief durchatmen. Lass dich neu auf das Stück ein, du weißt nicht, was als nächstes passiert, du weißt nicht, welcher Satz als nächstes kommt, du weißt nicht, dass Viola gleich auf die Bühne kommen und „Welch Land ist dies?“ fragen wird, du weißt nicht, was dieses Stück mit dir machen wird, aber ich kann nicht, kann nicht, kann nicht.

Ich verstehe nichts von Theater, ich bin in diesem Sommer herum gesprungen, habe geholfen, Notizen gemacht, dazugelernt. Der Regisseur hat immer wieder etwas geändert, uns Assistenten damit zur Weißglut getrieben, immer wieder umändern und wir mussten es dokumentieren und nachher war doch wieder falsch, was wir aufgeschrieben hatten, aber am Ende, am Ende, da hat das Stück gelebt.

Auf der Bühne war pure Energie, die in den Himmel stieg, Vorstellung für Vorstellung. Ich kann es jetzt noch spüren. Gänsehaut. Meine Lippen zittern. Nie habe ich etwas erlebt, das wahrer war, wahrhaftiger. Wie hat er das geschafft? Jeden Abend, dieser Zauber in der Luft, diese Aura, dieses Beben! Herzklopfen, Herzrasen und um mich herum dieses Gefühl, das auch in mir drin ist, dieses Kitzeln und Zittern auf der Haut und der Geruch der Nacht. Wir beben alle, weil das, was wir machen, so wahrhaftig ist. Ich weiß nicht warum. Liegt es schon in Shakespeares Worten? Oder hat Klaus Wagner es so inszeniert? Woher kommt das, dieses Gefühl auf meiner Haut, diese Küsse auf meinen Wangen, meinem Hals, dieser wunderbare Kloß darin, die bunten Farben in meinem Bauch?

Dieses Stück war perfekt.

Es war perfekt.

Liebe und Hass, Tod und Leben.

So viel an einem Abend.

Ich sinke tiefer in den weichen Theatersitz. Setze mich wieder aufrecht hin, ich muss dieser Aufführung mit Respekt und ehrenvoll begegnen.

Buntes Flimmern in meinem Kopf, meine Kehle vibriert, mein Bauch ist leer und atmet. Eine Frau kommt in Tanzbewegungen auf die Bühne und sie gibt mir einen Stich, schmeißt mich zurück in den Sitz, sie sieht komisch aus, das soll im ganzen Stück Viola sein, Cesario, Sebastian? – Ein Mann?

Eine Hand drückt meinen Hals zu, etwas schlägt gegen meinen Kopf und ruckartig weiß ich, dass das hier nur ein Bruchteil von dem Was Ihr Wollt sein wird, das ich kenne, dass ich keine Erinnerungen, kein Mitfeiern zu befürchten habe.

Mein Herz klopft ruhiger. Was soll ich jetzt damit anfangen? Wollte ich das?

„Was ist das für ein Land?“, sagt er laut – was ist das für ein Theater, was ist das für eine seltsame Inszenierung, was ist das für ein Hauptdarsteller? Ich lasse mich tief in den Sitz zurücksinken, das hier wird irgendwas sein. © Zarah Weiss



Zarah Weiss, Preisträgerin, Nachwuchspreis Grüner Lorbeer® 2004



Lea Nöhring-Ullmann, Preisträgerin, Nachwuchspreis Grüner Lorbeer® 2010

Impressum:

Blatt 5, Oktober 2013

Nachwuchspreis Grüner Lorbeer®
Autorenreise Berlin 10.-13. März 2013

Schwerpunktthema: Deutsch-Jüdische Geschichte
Ein Tag im Jüdischen Museum Berlin
Autoren: Zarah Weiss, Nelli Kavouras, Lea Nöhring-Ullmann, Marie Radkiewicz, Henrik Hörmann

Thema Theater
Autoren: Zarah Weiss, Nelli Kavouras, Marie Radkiewicz

Thema Film
Kinemathek, Scorsese, Museum, workshop storyboard
Autoren: Zarah Weiss, Lea Nöhring-Ullmann

Thema Kunstmuseum
DaliBerlin
Autorin: Zarah Weiss

Thema „Das Reisen“
Autoren: Zarah Weiss, Nelli Kavouras, Lea Nöhring-Ullmann, Marie Radkiewicz, Henrik Hörmann

Redaktion: Madeleine Lienhard, Künstlerische Leitung, Philip W. Berghoff, Projektmanagement und Kommunikation, Marie-Christin Kunz, Assistentin der Künstlerischen Leitung; Foto: Philip W. Berghoff

Nachwuchspreis Grüner Lorbeer® eingetragene Marke Nr. 307 227 03

© Copyright Eckenroth Stiftung

Eckenroth Stiftung
gemeinnützige Stiftung seit 1993
Soonwaldstraße 4-5a
55444 Eckenroth

Telefon: 06724 - 603 24 07
Telefax: 06724 - 603 24 09
info@eckenrothstiftung.de
www.eckenroth-stiftung.de

Spendenkonto: 044 443 000
BLZ 620 700 24 Deutsche Bank

Druck: Fickinger Design & Druck
55452 Guldenthal



KINEMATHEKSPLITTER Storyboard: Der schwarze, streng zurückgebundene Zopf der Dame vor mir wippt auf und ab, während sie wild gestikuliert. Ihr Lächeln ist breit, doch trotzdem wirkt sie verkrampt. Ihre großen Augen starren mich an, leicht verwundert starre ich zurück. Fühle die vielen Zettel in meiner Hand. „Halbtotale oder Totale?“, fragt sie, ich blinzele durch den Diarahmen. Mir schwirrt der Kopf. „Wer ist diese Frau?“ Halbtotale oder Totale. Scorsese: Blut. Wortlos rasiert er sich immer weiter. Das dunkelrote Blut rinnt über sein Kinn. Kalter Schauer läuft über meinen Rücken. Säure in meinem Mund. Blut. Überall Blut. Ich sehe nur Blut. Ich möchte alle seine Filme sehen, alles von ihm wissen. Alles. Martin Scorsese. Ich lese und höre und höre und sehe – alles. Doch alles ist zu wenig. Filmausschnitte, wenige Bilder, kurze Texte. Unser Guide hat eine angenehme Stimme. Ich habe tausend Fragen. Sie kommen mir nicht über die Lippen. Bleiben im Hals stecken. Ich will es auf eigene Faust herausfinden. Die Fragezeichen beantworten. Kinemathek: Marlene Dietrichs Kleid wird von einem Scheinwerfer erleuchtet. Ehrfürchtig blicke ich darauf. „Das hat sie also getragen.“, denke ich. Und überall ist mein Gesicht zu sehen. Ich drehe mich nach links und rechts. Große Augen blicken mir aus den Spiegeln entgegen. Ich suche mein Gleichgewicht und drehe mich im Kreis. Hart werden meine Lungen erschüttert, ich habe Schluckauf. Pause: Knackige, goldbraune Currywurst. Ein würziger Dampf steigt aus der roten Soße empor. Mein Magen knurrt. © Lea Nöhring-Ullmann

DIE WELT um mich herum dreht sich immer schneller, ich kann die einzelnen Filmclips nicht mehr erkennen, die Briefe nicht, die Bilder nicht, hier, in der Deutschen Kinemathek, alles verschwimmt zu einer bunten Masse, die wirbelnd ihre Spiralen um mich zeichnet, vor meinen Augen in wilden Wellen zusammenschlägt, mich hypnotisiert, leuchtend, explodierend.

Ich will Drehbücher schreiben. Ich will auch an etwas mitwirken, das Menschen mitnimmt, das sie vielleicht auch eher zu Rate ziehen als ein Buch. Ich will sie erschauern lassen, sie sollen zittern vor Angst und jauchzen vor Freude und weinen vor Verzweiflung und springen vor Glück, sie sollen bewegt werden, aufgewühlt werden, aus ihrer Trägheit geholt werden. Sie sollen nach dem Sehen ein anderer Mensch sein, über andere Dinge nachdenken, ihr Leben anders sehen.

Ich bin verliebt, ich bin verliebt in eine Idee und jetzt endlich verstehe ich vollkommen, worauf das Programm Grüner Lorbeer hinauswill, was das größte Ziel ist: wir sollen Drehbuchautoren werden, neue Geschichten liefern, die endlich menschlich und glaubhaft und wahrhaftig sind, die sofort mitreißen, die den Zuschauer in eine Achterbahnfahrt der Gefühle ziehen, um ihn schließlich mal heftig und mal sanft hinauszukatapultieren.

Alles in mir brüllt „Ich will Drehbücher schreiben! Drehbücher! Drehbücher!“

Ich freue mich so sehr darauf. © Zarah Weiss

BEN BESUCHT GRETCHEN Was Oma und Opa in diesem Museum so toll finden, kann ich überhaupt nicht verstehen. Die haben sich schon das ganze Wochenende und den ganzen Montag und den ganzen Dienstag darauf gefreut und nachts bestimmt auch noch und deswegen habe ich mich auch gefreut, weil ich dachte, das wird bestimmt cool und dann kann ich bei Jens und Ole angeben, wenn die Schule wieder anfängt. Die waren nämlich bestimmt noch nie in dem Museum von seinem berühmten Maler, das sind nämlich alles seine Bilder, die hier an der Wand hängen.

Eigentlich voll cool, dass der Bilder malt und damit Geld verdient, der Dali. Aber ich finde die Bilder trotzdem doof. Weil, die sind halt langweilig. Ich kann gar nicht richtig erkennen, was da drauf sein soll. Außerdem hängen die eh viel zu hoch, ich kann die nichtmal richtig sehen, wenn ich mich auf Zehenspitzen stelle.

Oma und Opa laufen hin und her und sind ganz aufgeregt, die kriegen immer so hohe Stimmen, wenn sie aufgeregt sind, das ist bei vielen alten Leuten so, ist mir mal aufgefallen.

Mein Kopf ist ganz schwer. Weil ich auch immer hochgucken muss! Manno! Können wir nicht endlich nach Hause? Dann kann ich endlich mit dem neuen Playmobil-Ritter-Set weiterspielen! Aber Oma und Opa gucken immer weiter, dabei erkennt man da doch nur irgendwie schwarze Flecken und Striche, was soll das denn sein? Wieso ist überhaupt einer so berühmt, der so malt wie ein Kind? Da hinten ist ein durchsichtiger Stuhl! Der sieht ja cool aus!

Schnell da hinrennen, boah, ist das laut, wenn ich hier renne! Boah! Mein Herz klopft ein bisschen und in meinem Bauch dreht sich alles. Ich muss ein bisschen hochhüpfen, damit ich auf den Stuhl komme, aber das kann ich gut, in der Schule bin ich in Sport auch immer gut. Sagt sogar Herr Nelting und der ist voll streng! Meine Füße kommen jetzt nicht ganz auf den Boden. Der Boden ist ganz sauber. So siehts bei uns zuhause nur aus, wenn Mama grad frisch gewienert hat! Hier laufen ja ganz viele Menschen durch, die haben doch bestimmt alle voll dreckige Schuhe! Putzt dann da jemand hinterher? Aber ich sehe keinen! Vielleicht kann ich ja einen Staubflusel oder Dreck entdecken. Ich gucke und gucke, nur der Boden. Da wird mir ja ganz schwindlig, der Boden flackert, vor meinen Augen, weil da nirgendwo auch nur ein Fleckchen Dreck ist!

Schnell schaue ich wieder hoch. Oma und Opa stehen immer noch da, wo sie gerade standen, vor diesem schwarz-weißen Bild. Opa zeigt Oma irgendwas. „Guck mal, Marianne, ein Strich“, sagt er.

Bum! Mein Herz sackt in die Hose. Da sind Schritte hinter mir! Schnell drehe ich mich um auf meinem Königsthron. Da ist ein Mädchen, die läuft ganz langsam und guckt auf die Bilder und die hat einen Stift und ein Heft in der Hand. Jetzt bleibt sie stehen und kritzelt irgendwas in ihr Heft. Und dabei guckt sie immer wieder mit großen Augen auf das Bild.

Malt die das etwa ab? Darf man das? Das ist doch bestimmt Betrug! Boah, wenn ich jetzt die Polizei anrufe, kommt die bestimmt ins Gefängnis! Und ich bin dann ein Superstar und alle wollen im Bus neben mir sitzen! Ich hüpfte von dem Stuhl und laufe leise an sie heran und versuche in das Buch zu gucken. Mein Herz klopft ganz fest und ich hab so ein komisches Gefühl im Hals. Ahh, den Hals noch ein bisschen länger. Nein. Manno. Die schreibt nur irgendwas. Voll langweilig. Mein Kopf sinkt runter und ich fühl mich ganz leer. Langsam trotte ich zu Oma und häng mich an ihre Beine.

Blödes Museum. Blöder sauberer Boden, blöde Bilder, blödes Mädchen, hier gibt's überhaupt nix zu entdecken. Und Oma und Opa finden das auch noch toll.

„Was ist denn los, Ben?“, fragt Oma und patscht auf meinem Kopf herum.

„Mir ist lahangweiliiiiiiiiig“, jammer ich und schmus noch mehr mit ihrem Bein, vielleicht gehen wir dann ja endlich! „Na komm, wir gehen mal in den nächsten Raum“, sagt sie und nimmt meine Hand und zieht mich mit. Na toll. In den nächsten Raum. Wo noch mehr doofe Bilder hängen. Ich will doch einfach nur nach Hause! Am liebsten würde ich mich auf den Boden legen, kann Opa mich nicht nach Hause tragen? Ich lasse mich schleifen.

Manno! Ich hab echt keine Lust mehr und gleich fang ich bestimmt vor Wut an zu heulen und heulen ist was für Babies oder Mädchen! So wie Lisa, die hat letzts geheult, weil sie ihr Pausenbrot zuhause vergessen hatte. Mädchen eben! „Guck mal, Ben, auf dem Schild steht, dass diese Bilder hier die Ritter der Tafelrunde zeigen!“, sagt Opa und zeigt auf ein paar Bilder, die da an der Wand hängen.

Was, Ritter? In mir rast alles ganz wild, alles dreht sich, ich find Ritter klasse, mit ihren Schwertern und Rüstungen. Ha! Ich gucke zu den Bildern und da ist direkt alles wieder still in mir. Hä? Wo sollen denn da Ritter sein? Mann, der Dali ist so komisch! Da sind doch nur bunte Flecken mit schwarzen Punkten drauf. Der hat bestimmt noch nie nen Ritter in echt gesehen! Ich mein, ich ja auch nicht, aber ich hab ganz viele Bücher dazu und da steht das genau erklärt. Ich kann ja mal zeigen, wie ein Ritter kämpft, falls der Dali demnächst mal um die Ecke kommt, ist ja schließlich sein Museum, also: Ha! Ha! Ha! Seid Ihr also immer noch so furchtlos wie am Anfang, Ritter Ringelnatter? Na wartet, Ritter Ohneschreck wird Euch noch das Fürchten lehren und hab ich Euch erstmal besiegt, ist die schöne Kunigunde wieder mein! Also nehmt dies! Ha! Und nehmt das! Ha! Ha!

„Ben, Ben, hör auf, hier so einen Lärm zu machen!“, zischt Oma und hält meine Arme fest. „Die Leute wollen sich in Ruhe die Bilder anschauen!“ „Aber mir ist langweilig!“, nöle ich, nichtmal spielen darf ich, wozu sind Museen denn dann da, einfach nur um sich zu langweilen? Oma guckt Opa an der zuckt mit den Schultern. „Na dann, vielleicht gehen wir erstmal was essen, wir können ja nachher nochmal herkommen“, seufzt Oma und mein Herz hüpfte in meinen Hals und bummert dort wild herum, juchuuu! Endlich hier raus! Schnell renne ich vor Oma und Opa die Treppe runter, hoffentlich kommt da bald der Ausgang, hoffentlich ist es nicht mehr weit, aber Oma und Opa kommen natürlich nicht hinterher, sie sind ja auch schon Oma und Opa, wenn ich mal Opa bin, kann ich bestimmt auch nicht mehr schnell laufen, also bleibe ich kurz stehen und warte. Und da – ist so ein schönes Bild. Etwas in mir sackt herunter, meine Augen fallen runter und ich kann mich gar nicht mehr bewegen, nur noch da stehen und staunen. Da ist so ein schönes Mädchen draufgemalt, nur mit Bleistift, aber die sieht so echt aus! Und sie guckt in den Raum hinein und guckt mich an und hat ganz große Augen und an ihr sieht nix doof aus, die sieht so schön aus! Am liebsten würde ich ihr einen Kuss auf die Wangen geben, aber nur einen ganz leichten, sie darf sich bloß nicht erschrecken. Ich werde ihr Ritter sein, ich werde sie beschützen vor allen Gefahren!

„Na, was schaust du dir denn da an?“, fragt Opa, der jetzt unten angekommen ist. Er keucht ganz laut. „Oh, die Margarete aus dem Faust! Wusste ich gar nicht, dass Dali da auch was zu geschaffen hat. Schau mal, Marianne, hier ist die ganze Geschichte in Bildern!“ Margarete. Margarete heißt sie also. So ein toller Name. Das hört sich an wie eine Blume! Oma kommt jetzt auch neben uns gelaufen. „Ach, das Gretchen!“, sagt sie lächelnd. Gretchen. Gretchen. Ich fasse das Bild mit den Fingern an, aber dazwischen ist Glas.

Gretchen. Du bist wunderschön. Du bist meine Ritterprinzessin.

Kann der Dali also doch malen.
© Zarah Weiss



BERLIN! BERLIN! Wir fahren nach Berlin!

Also, genau genommen ja jetzt erst einmal zum Frankfurter Hauptbahnhof. In diesem schicken Taxi-Bus hier. Endlich, endlich, endlich werde ich tatsächlich in die Hauptstadt kommen! Dorthin, wo die „Berliner“ nicht Berliner, sondern Pfannkuchen heißen! Aufregung, verflattere bitte wieder aus meinem Bauch! Der nämlich droht, vor lauter Freude geräuschvoll zu knurren, aus meinen Beinen, die ganz kribbelig sind und daher die ganze Zeit in der Luft herumwedeln wollen, aus meinen Fingern, die unaufhörlich zappeln und wild auf meinen Kniescheiben herumtippeln. Berlin-BerlinBerlin! *Theater. Museum. Kino.* Diese drei magischen Worte in nur vier Tagen! Und zwischendurch vielleicht auch mal 'ne Curry-Wurst? Mal sehen. Ich werde sehen! Darf erfahren und sammeln und erleben und was weiß ich noch alles. Ich weiß es nicht, das ist ja das Tolle! Ich glaube, deshalb bin ich ja so hibbelig und quietsch-kribbelig und kann es gar nicht mehr abwarten! Weil ich mich einfach ganz unvorgesonnen ins eiskalte Wasser schmeißen darf! Oder auch in den Schnee, das Wetter soll ja dort aktuell ziemlich frostig sein!

Berlin, Berlin, ich komme! Gerade sind wir auf der Autobahn unterwegs, überholen mit Super-Turbo ein Auto nach dem anderen, und jetzt auch so einen großen, schwarzen, angeberischen Bus. Bei dem komischerweise die Scheiben ganz verdunkelt sind. Und so ein rotes, rundes Logo mit – das kann nicht sein! Nie und nimmer! Auf der Fensterscheibe entsteht ein verschwommener Abdruck, weil ich meine Nase daran platt drücke, ja, sie so fest dagegen presse, dass das Glas eigentlich zerspringen müsste! Ich will, ich muss hysterisch aufkreischen, aber kein Ton entweicht meiner Kehle – ich kann nur ungläubig und absolut schockiert diesen Bus anstarren, mit dem wir nun genau auf Augenhöhe sind. Kann mich mal bitte jemand kneifen?! Wir sind auf *irgendeiner* Autobahn zwischen Eckenroth und Frankfurt! Und neben uns rollt der mir sehr vertraute Bus mit der gesamten Fußballmannschaft des 1. FC Kaiserslautern (nicht, dass ich schon einmal drin gewesen wäre, leider – nur sein Äußeres ist mir in meiner Heimatstadt schon des Öfteren begegnet!). Un-glaub-lich! Dieses kleine Stückchen Heimat wird jetzt von unserem Super-Taxi überholt. Fährt zum Spiel nach Braunschweig, wir gehen noch eine ganze Strecke weiter. Kann das ein Zufall, muss das denn nicht schon Schicksal sein? Ich meine, wenn das Taxi, das uns in Eckenroth abgeholt hat, ein paar Minuten früher gekommen wäre, wenn jemand irgendetwas vergessen und noch einmal ins Haus gemusst hätte, wenn ein Spieler von Kaiserslautern noch auf der Toilette gewesen wäre und der Bus somit erst später hätte losfahren können – wenn auch nur eine winzige Kleinigkeit anders gewesen wäre, wären wir doch jetzt nicht in *genau diesem* Moment am FCK-Bus vorbeigerauscht!

Verdammt, nun bin ich noch viel aufgeregter als vorher, dieser Bus war wie ein letzter Abschied, das letzte Mal etwas Alt-Bekanntes von zu Hause sehen und jetzt kann ich mich ganz darauf konzentrieren, etwas Neues kennen zu lernen und zu entdecken! Bis zum Rand ist mein Bauch mit umherschwirrenden Schmetterlingen gefüllt, wild und kribbelig und voller Vorfreude tippeln, tippelditapp-tippelditapp, meine Finger auf meinen Jeans. Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin! © Marie Radkiewicz



Marie Radkiewicz, Quereinsteigerin, Nachwuchspreis Grüner Lorbeer® 2010

DER MUND STEHT mir offen. Kleine, weiße Nebelwolken verlassen ihn in regelmäßigen Zeitabständen. Mein Kopf knackt, als ich ihn in den Nacken lege. Überwältigt schnappe ich nach Luft, während ich das riesige Bahnhofsgewölbe mustere. „So viele Leute!“, denke ich, während mein Herz laut klopft. Der kalte Luftzug in der Bahnhofshalle zerrt an meiner Mütze und an meinen Haaren. Es dröhnt, ich spüre das Blut durch meine Ohrläppchen pulsieren. Ich klammere meine eisige Hand um den schwarzen Plastikgriff des Trollis. Hart, unkontrolliert schlagen meine Zähne immer wieder aufeinander. Lautes Geschrei und Geklirr hallt durch die weite Glaskuppel. Scheu starre ich an das Dach der Halle. Die Lautsprecher knacken immer wieder, neue Ansagen werden gemacht. Ich blicke zwischen den dicken Stahlstreben hinaus in den Himmel. Gräuliche Brühe klebt an den riesigen Glasfenstern. Ein kalter Luftzug durchdringt meine Jacke, ich ziehe zitternd die Schultern hoch. Meine rechte Hand ballt sich zu einer Faust bis die Knöchel dunkelrot hervortreten. Ich bohre die Finger tiefer in meine Jacke. Wieder verlässt eine weiße Atemwolke meinen Mund, ich folge ihr mit dem Blick, bis sie sich schließlich auflöst. Der ständige Lärmpegel dröhnt in meinen Ohren, mein Brustkorb hebt und senkt sich schnell. „Wo sind die Anderen?“, ich blicke suchend umher, stelle mich auf die Zehenspitzen, versuche über die Köpfe der dicht gedrängten Menschen zu spähen. Ich bekomme nichts, außer fremde Rücken und unbekannte Haarfrisuren. „Wo bitte ist Nelli? Wo Henrik? Zarah?“ Meine Kehle schnürt sich zu. Ein dicker, harter Kloos klemmt in meinem Hals. Trotz der eisigen Kälte durchrollt mich eine heiße Welle. Von allen Seiten spüre ich drückende Ellbogen, drängende Körper fremder Menschen. „Wo? Wo? Wo?“, dröhnt und hallt es wieder in meinem Gehirn, hektisch schnappe ich nach Luft, mein weißer Atem fliegt durch die Luft.

„Es ist zu eng hier. Zu voll, zu unübersichtlich.“ Ich öffne meine Augen ein Stück weiter. Die Menschenmasse schiebt und drückt von hinten. Wieder blicke ich mich um. Meine feuchten Finger umklammern den Griff des Koffers. „Gerade eben waren doch noch alle da! Sie sind doch vor mir aus dem Zug gestiegen. Vor einer Minute!“, ich drehe mich um in Richtung Zug. Hoffnungsvoll starre ich auf die Abteiltür, ich erblicke einen Haufen unbekannter Zuggäste, die eilig das Abteil verlassen. Mit tausend kleinen Nadelstichen bohrt sich der kalte Wind in meinen Nacken. Ich ziehe den Kopf zwischen die Schultern. „Wo, wo, wo?“, pocht es schmerzhaft in meinem Kopf. Immer energischer schieben die Leute mich in Richtung Rolltreppe. Ich versuche mich zu wehren, ramme die Füße in den Boden, will einfach stehen bleiben. In meinem Kopf wummert es, das Quietschen der ankommenden Züge schmerzt in meinen Ohren, der harte Kloos in meinem Hals ist unbeweglich, ich fahre mir mit der Zunge durch den trockenen Mund, ein brennender Geschmack bleibt zurück, das schnelle Schlagen meines Herzens sticht in der Brust, bei jedem Atemzug spüre ich den Schmerz unter meinen Rippen. Ich stöhne auf.

„Wieso sind alle weg? Jetzt stehe ich hier ganz alleine in einem Haufen Menschen! In einer überfüllten, lärmenden Halle.“ Ich betrachte die kleinen Nebelwolken, die aus meinem Mund hervortreten, ich suche mit meinen Blicken weiter die Menschenmassen ab, ich mustere Große, Kleine, Dicke, Dünne, Männer und Frauen. „Warum bin ich nur 1,60 m groß? Alle, wirklich alle, verdecken mir die Sicht!“, ich presse die Lippen fest zusammen. Ein kalter Luftstoß fährt mir unter die Jacke, ein neuer Anflug von Panik überrollt mich: „Was, wenn sie mich vergessen haben? Nein, das haben sie sicher nicht! Und wenn doch?“ Die Blockade in meinen Beinen bricht plötzlich ein, ich sacke zusammen, zu heftig, zu aggressiv schiebt und stößt der Pulk hinter mir mich zur Treppe, willenlos lasse ich mich mit dem Strom treiben, meine Beine bewegen sich von alleine, sie machen kleine, tapsende Schritte, mein Herz knallt laut gegen meine Rippen. „Hier bin ich also nun, in der eisigen Kälte, mit einer schweren, viel zu vollen Tasche, in einer pulsierenden, lärmenden Bahnhofshalle, allein, zurückgelassen.“

„Keine Zeit mit Jammern verschwenden! Suchen! Weit können sie nicht gekommen sein!“ Ich seufze. – Ich grinse. – Es gefällt mir. – Das Großstadtleben.

„Willkommen in Berlin!“ © Lea Nöhring-Ullmann

JEDEN TAG ist er am Brandenburger Tor.

Schlägt seine Zeitung auf. Und kniet sich darauf nieder. Formt seine Hände zu einer bittenden Mulde. In eisigster Kälte, in tiefstem Schnee.

Und die Menschen gehen vorbei. Hetzen und eilen schnellen Schrittes, den Blick stur geradeaus gerichtet. Touristen lassen sich mit breitem Grinsen fotografieren. Abseits sitzt er, abseits. Unentwegt zitternd beobachtet er sie, die Kälte kriecht erbarmsungslos unter seinen Pullover, den er nie wechselt. Niemand wird er sich an das Zittern gewöhnen, jeden Tag aufs Neue fordert es ihn heraus. Der Schnee dringt durch die Zeitung, durchnässt seine Hose, mit der er darauf kniet. Es ist schon März, und er wünscht sich sehnlichst die wärmenden Strahlen der Frühlingssonne herbei. Ein Mann in einem grauen Anzug geht mit einem Abstand von etwa einem Meter an ihm vorbei. Den Aktenkoffer in der Hand eilt er schnellen Schrittes, den Blick schnurstracks geradeaus gerichtet. Doch ganz gelingt es ihm nicht, den Mann zu seinen Füßen zu ignorieren – nein, sein Blick schweift für einen Moment nach unten, und er zuckt leicht zu-

sammen, denn der Mann auf der Zeitung sieht ihm direkt in seine Augen. Er hält kurz inne, betrachtet leicht verwirrt den durchaus freundlichen Ausdruck im von ein paar Fältchen durchzogenen Gesicht des anderen. Nur für einen Augenblick steht er da, ist wahrscheinlich auf dem Weg zur Arbeit, der andere am Boden kniend. In der nächsten Sekunde ärgert er sich darüber, hastet schnell voran, eilt unter dem Brandenburger Tor hindurch. Der Mann auf der Zeitung sieht ihm hinterher, aber der andere wagt es nicht, sich noch einmal umzudrehen. Ist möglicherweise sowieso schon mit den Gedanken auf seiner Arbeit.

Jeden Tag kniet er am Brandenburger Tor und sieht die Menschen, erträgt die Kälte, bittet um eine Spende und wartet. Worauf? Auf das Ende dieses Tages. Auf den nächsten Morgen. Auf den Frühling. Und wenn es Frühling ist, dann wartet er auf den Sommer und sobald es Sommer ist auf den Herbst, und im Herbst auf den Winter.

Ich stehe hier einfach, viele Schritte von ihm entfernt, im Schnee und ich sehe zu ihm hinüber. Plötzlich scheint er es zu bemerken, schaut jetzt zu mir und ich gucke schnell auf die weiße Schneeschicht zu meinen Füßen. Er kann mir die ganzen Gedanken über ihn doch nicht etwa ansehen, die mir eben durch den Kopf gehuscht sind? Prüfend blicke ich noch einmal in seine Richtung. Anscheinend beachtet er mich nicht weiter, beobachtet andere Menschen, hat die Hände zu einer bittenden Mulde gelegt und wartet, an einem eisig kalten Tag im März am Brandenburger Tor.

© Marie Radkiewicz

„**WIR FAHREN** gleich an der Goldelse vorbei“, ruft uns der Taxifahrer zu. Ich blicke aus dem Fenster, sehe Berlin an mir vorbeirauschen, sehe dieses verschwommene grau zu weiß Wechselnde, sehe die Silhouetten von Menschen auf der Straße an mir vorbeiziehen.

Die Information des Taxifahrers rührt mich nicht. Ich versuche meinen Blick auf einen Punkt zu fixieren, der nicht verschleiert, nicht weggeweht wird. Alles rauscht an mir vorbei, auch die Information des Taxifahrers. Ich verstehe die Besonderheit des Erlebens einer Sehenswürdigkeit nicht. Ich kann nicht nachvollziehen, wieso es so anders ist, als eine Postkarte der Sehenswürdigkeit zu bestaunen.

Ich meine, die verändern sich ja nicht. Sehenswürdigkeiten bleiben immer gleich, verändern sich auf einem Bild nicht. Es ist doch viel interessanter das Großstadtleben zu entdecken, die Veränderung und die Bewegung einer Stadt, die Lebendigkeit! Sehenswürdigkeiten sind schlichtweg nicht lebendig für mich.

Marie strahlt. Und wie sie strahlt. Aufgeregt holt sie ihre Kamera aus der Tasche und positioniert sich schon angriffsbereit, um das perfekte Foto der Goldelse zu schießen. Ich genieße es, den Glanz in ihren Augen zu beobachten, ihre Aufregung und wie sie zappelt und grinst und nervös kichert. Es ist so schön ihr dabei zuzusehen und es ist schade, dass ich mich nicht so sehr in Vorfreude wälzen kann, dass sich meine Vorfreude gerade eher auf das, was nach der Taxifahrt passieren wird, begrenzt.

„Oh Gott, ich sehe sie, da hinten!“, ruft Marie ganz aufgeregt und deutet mit dem Finger nach vorne. Da ich entgegen der Fahrtrichtung sitze, drehe ich meinen Kopf. Irgendwo, in schon fast greifbarer Ferne lässt sich das Gold und die Form der Sehenswürdigkeit erkennen. Sie sieht schön aus. Ja, doch, sie sieht in Verbindung mit dem Schnee ganz nett aus. Wir kommen näher.

Und Marie scheint auf ihrem Sitz auf und ab zu hüpfen. Ich muss feststellen, dass mein Herz auch ein kleines bisschen schneller klopft, dass ich auch ein klein wenig nervös werde, dass ich mir vielleicht sogar den Abstand wegwünsche, um die Goldelse in ihrer ganzen Fülle zu erleben.

Plötzlich ist sie direkt vor meiner Nase. Ich merke, wie sich meine Augen aufreißen, wie ich versuche das ganze Bild in ganzer Größe aufzunehmen. Ich so klein im Auto, einfach unglaublich, so nah dran zu sein. Überwältigt, vollkommen überrascht, obwohl ich schon lange weiß, wie die Goldelse aussieht. Mein Atem wird schwer, ich ertappe mich, wie ich meine Nase an das kühle Fenster presse, ertappe mich, wie froh ich bin. Dieser Moment, dieses Unerwartete, dieses Wollen von Genießen – dieser Genuss. Es fühlt sich an wie Verlieben. © Nelli Kavouras



Nelli Kavouras, Preisträgerin,
Nachwuchspreis Grüner Lorbeer® 2010

DER SEKRETÄR Dieser Tisch mit den vielen leeren Schubladen da vor mir. Eine große leere Schreibplatte und auf beiden Seiten kleine Türmchen mit Fächern und Ablagen, zwischen beiden Türmchen noch eine weitere kleine Ablageplatte, oben drauf, sodass auch darunter, zwischen den Türmchen, noch Platz zum Verstauen ist. Ein Packen Magazine, Zeitschriften, Reiseführer liegt dort. Alles hat seinen Platz. Sauberkeit, Ordnung. Aufgeräumt ist der Tisch, da ist viel Platz für meinen Block, die Platte ist frei, ich kann ihn in die Mitte legen, den Stift daneben, ich könnte meine Zettel und meinen Stift in die Ordnung fallen lassen, sie richtig hinlegen, gerade, sodass viel Freiraum bleibt, viel ungenutzter Platz auf dem Tisch und auf dem Papier. Die Ordnung lädt mich ein. Das alte, faserige, dunkle Holz lockt mich, mein Papier dort abzulegen, mich hinzusetzen, gerader Rücken, die Hände links und rechts vom Blatt und dank des lieben, ruhigen, erwartungsvollen Sekretärs mich in das Blatt senken, den Stift nehmen und träumen, spielen.

Wertvoll steht der Sekretär. Wie ein Relikt, ein altes, die Zeiten überdauerndes, mit viel Erlebtem ausgefülltes Ding, fast nur noch, knapp nur noch Ding, nur knapp noch Gerät, kaum noch simples Möbelstück, doch fast schon wie ein Freund, der Diener oder Helfer ist, mit seinem schmucken Holz den Raum zu seiner Dekoration werden lässt. Ein Arbeitsplatz, eine Werkbank eigentlich, doch strahlt er so viel Schönheit aus, ich glaube, wie ein Dichter muss es sich anfühlen, dort zu sitzen, auf der Platte seine Zeilen sehen, ja, all die Fächer und Schubladen, wer weiß, was darin ist, doch auf der großen Platte, da ist nichts, nur der Platz, den Füller auf das weiße Papier streifen zu lassen; der Sekretär ist so fokussiert, so klar, auf dieses Schreiben, dass ich mich hinsetzen will und aus dem Fenster schauen und wie ein Dichter sein. Bei Mondschein! An dem Garten! Wie schön das ist! Ich will auch bei mir zuhause einen Tisch besitzen, einen alten, wertvollen Tisch da stehen haben, mit Fächern und Schachteln für alles, alles Unwichtige. Lieber noch, nicht zuhause, sondern irgendwo, in irgendeiner Stadt, in einem kleinen Zimmer und dort ein Tisch wie hier, sauber, aufgeräumt, von rechts scheint schon das Dunkel der Nacht herein, aber auf der oberen Platte steht ein kleines Lämpchen, noch aus, noch dunkel, aber es leuchtet schon wie der ganze, hübsche Tisch. Die Nacht zu sitzen und dieses rissige Holz zu bewundern. Ich will meine Zettel, meinen Block dort hinlegen, akkurat parallel zur Tischseite geordnet, den Stift zur linken, will länger noch die Flügeltürme anschauen können, ihre Schlichtheit, ihre Sauberkeit, so schön aufgeräumt, wie sie dort den hinteren Rand des Sekretärs bilden, mit der kleinen Platte obendrauf und darunter die Magazine und davor die leere, freie Fläche.

Er ist schön. Klein und nur für einen Mann, nur für einen Stuhl, nur für zwei Hände gedacht. Ein gerader Rücken. Ruhe. Konzentration. Er wartet. Wartet und wartet. Ich warte auch, warte auf den Tisch, warte, dass ich mich hinsetze, warte, dass auch ich solch einen Tisch habe. Für mich. Mein eigener Tisch. Von dem ich beobachten kann, was auf der anderen Seite des Fensters passiert.
© Henrik Hörmann



Autorennachwuchs entdecken – fördern – ausbilden

BERLIN. DAS WAR'S also. Die wohl intensivste Kurzreise, die ich je hatte, ist nun vorüber. Ich blicke nach draußen. Selbst der Bahnhof ist riesengroß und irgendwie großstadtmäßig. Vor vier Tagen saß ich noch voller Vorfreude im Zug. Nun sitze ich wieder im Zug und muss feststellen, dass Nachfreude nicht wirklich das Wahre ist. Ich wäre gern länger geblieben. Hätte gern öfters das Berliner Ensemble besucht, hätte noch einmal versucht das riesige Schnitzel zu verdrücken und wer weiß, wäre wieder gern so aufgeregt und voller Euphorie im Hotelzimmer eingeschlafen, hätte gern wieder beim Aufwachen Maries und Leas müde Stimmen gehört, wenn wir alle so langsam aus unseren Betten fallen, hätte gern noch länger Zeit im Jüdischen Museum verbracht.

Das Jüdische Museum. Ich bekomme Gänsehaut, wenn ich daran denke. Wenn ich an die einzelnen atemraubenden Gebäude denke, an die Briefe, die Gegenstände, die ausgestellt waren und die Installation, in der die Zeit stehen blieb, weil ich so geschockt war von diesem Anblick.

Mir wird kalt.

Ich habe viel gefühlt, die letzten Tage. Es war wohl ein Ausbruch der Gefühle, jeglicher Art. Ich erinnere mich an die Aufführung „Kabale und Liebe“ und wie sehr ich das Bühnenbild mochte, weil ich es so bezaubernd fand, wie die Gegenstände von oben herab fielen und somit immer eine neue Szene herbeigeführt worden ist.

Ganz anders als bei „Was Ihr Wollt“. Ich muss lachen, wenn ich daran denke. Ich war nach dem Stück wütend, weil es so ins Lächerliche gezogen worden ist, es war definitiv keine Inszenierung von der ich zu Hause ganz empfehlend erzählen werde.

Und wie schön es mit der Truppe war! Herr Berghoff, dessen Gesicht oft durch seine Kamera verdeckt war und wie Frau Lienhard immer ganz entzückend „Schmuuuus!“, gerufen hat und wir dadurch alle gelacht haben. Wie gespannt ich auf die Bilder bin! Ich würde gern einige einkleben und später einmal meinen Kindern zeigen und sagen: „Seht ihr? Da war ich das allerallererste Mal in Berlin. Und es war famos!“

Ich werde immer gern wieder zurück denken. Schon allein an das Essen! Ich will mich zu Hause gar nicht auf die Waage stellen, wenn ich nur daran denke! Mein Gott, war das köstlich! Ich werde

meiner Mutter auf alle Fälle versuchen alle Gerichte aufzuzählen, damit sie ganz neidisch sein wird.

Aber dennoch habe ich nur ein einziges Mal Curry Wurst gegessen. Und das am Bahnhof. Wirklich köstlich war die nicht. Dabei habe ich mir echt viel erhofft von den Currywurstbuden in Berlin. Wie lustig es war, als Henrik, Marie, Lea und ich eine Currywurstbude suchten und nichts gefunden hatten, obwohl wir alle davon fest überzeugt waren, dass an jeder Ecke eine aufzufinden wäre!

Das war nach dem Museum für Film und Fernsehen. Was ich da alles gesehen habe, die ganzen Ausstellungsstücke, die Filmclips von neu und alt und vor allem die tolle Ausstellung zu Martin Scorsese, der mir davor ehrlich gesagt kein Begriff war, aber es war so interessant zu erleben, was für Filme er gemacht hat und ich bin immer noch voller „Filmlust“ und würde nun unbedingt gern einen Scorsese-Filmabend machen.

Abends haben wir sogar einen Film angeschaut, Lincoln. Das war vielleicht komisch, als meine 2 Euro Münze in die Popcorn Maschine gefallen ist!

Und dann war die letzte Nacht. Und ich wusste, am nächsten Tag müsste ich den Koffer packen. Die letzte Ausstellung am Mittwoch. Eine Dalí – Ausstellung. Wie er Geschichten zu Bildern verarbeitet!

Und nun sitze ich hier. Der Zug ist schon abgefahren und ich habe es nicht einmal bemerkt, wie ich langsam von Berlin hinweg fahre, weil ich so gefangen in den Erinnerungen bin.

Das erste Mal in Berlin. Das wird immer eine Erinnerung bleiben, die ich stolz aufbewahre.
© Nelli Kavouras



Henrik Hörmann, Preisträger,
Nachwuchspreis Grüner Lorbeer® 2007

DIE ECKENROTH STIFTUNG DANKT den Verantwortlichen im Jüdischen Museum Berlin für die hervorragende Gastfreundschaft im März 2013, für Verständnis und aktive Unterstützung der Förderarbeit.

DIE ECKENROTH STIFTUNG DANKT für verständnisvolles Entgegenkommen: Hotel Honigmond, Garden und Restaurant; DaliBerlin, die Ausstellung am Potsdamer Platz.

DIE ECKENROTH STIFTUNG DANKT den großzügigen Unterstützern, die für diese Wissens- und Charakterbildung den finanziellen Rahmen garantieren.